

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 92.

Berlin, Mittwoch den 2. August

1837.

### Frankreich.

#### J. Janin's literarische Portraits. George Sand.

Wer ist er? oder wer ist sie? so haben wohl schon Tausende gefragt: ein Mann oder ein Weib? ein Engel oder ein böser Dämon? ein wirklich existirendes Wesen oder ein paradoxes Hirngespinnst? Das Eine wissen wir, von einem Schriftsteller ist die Rede, den man zu den größten unserer Tage zählt. Wie fand er sich zu uns? wofür Geistes Kind ist er oder sie? Wer gab ihm diese Wundermacht der Rede, diese unerschöpflich vielgestaltige Kunst des Styls? und wie kommt sie dazu, eine solche Fluth von bitterem Spott, von zürnendem Hohn, von schneidender Verachtung über unsere Welt und Gesellschaft auszugießen? Als Mann eine außerordentliche, als Weib eine räthselhafte Erscheinung, — und nun gar beides zugleich? Kein Wunder, wenn das Urtheil an einem solchen Phänomen irre wird, wenn unserm Interesse daran eine unwillkürliche Scheu, unserer Bewunderung eine geheime Furcht sich beimeigt. Ein Doppelwesen, in welchem die Empfindungen, die Gemüthsregungen, die Leidenschaften beider Geschlechter tausendfach durch einander gähren, sollen wir prüfend, forschend ins Auge fassen; von einer Gestalt, die dem Beobachter keinen Augenblick stillhält und ihn mit Gluth und sprühenden Funken blendet, sollen wir mit wenigen Zügen ein Bild entwerfen. Es sey versucht.

Die Juli-Revolution war eben vorüber, — vor dem Thron, vielleicht nur vor der plötzlichen Laune eines empörten Volkes war ein Thron in Trümmer gegangen, — ein Königthum, welches sich unangreifbar, unvergänglich dünkte, lag wie vom Blitzstrahle getroffen im Staub, — noch hatte das Wetter nicht ausgegrollt, kaum waren erst die Barrikaden weggeräumt, als auf dem getümmelten Schauplatz des Kampfes ein junger Mann eintraf, der in diesen Tagen Paris zum ersten Male sah. Wo kam er her? Von wo die großen Dichter und Schriftsteller kommen, verläßt Euch darauf. Was ließ er dabei? Was Jeder beim Abschiede dabei läßt: seine Ruhe, seinen Frieden, sein Glück, — wohl dem, der ein wenig davon mitnehmen darf. Was brachte er mit? Jugend, Anmuth, Talente, reiche Hoffnungen, lecke Lebenszuversicht, die Fülle der Gaben, kraft deren dem Begabten die Welt gehört. Was suchte er in Paris? wäre er in jenen Tagen darum gefragt worden, er hätte es selbst nicht zu sagen gewußt. Und was fand er in der großen Hauptstadt? das Schauspiel eines reichbewegten Lebens für seinen Geist, die Leidenschaft, wonach sein Herz, die fruchtbare Aufregung, wonach sein stürmischer Sinn verlangte, Wort und lebendige Farbe für den Ausdruck seiner Empfindungen; mit einem Wort, in der Freiheit und Hülfe dieser neuen Existenz fand er die Poesie.

Fürwahr, das Kind, das dem Vater den Gehorsam aufgabte, das Weib, das die Fesseln einer unwürdigen Ehe eigenmächtig abwarf, das unerkannte Genie, das für seinen Drang im Umwälzen und Umstürzen Behagen fand, konnte zu seinem Einzuge in Paris keine glücklichere Zeit wählen, als das Jahr 1830. Den verwegensten Geistesmuth, die ausschweifendste Phantasie, die lähnste Rede walteten zu lassen, bot sich hier Gelegenheit und weiter Spielraum. Die Stadt, wo eben noch alle Künste und Genüsse des Friedens blühten, wo Literatur, Poesie und schöne Kunst an der Tagesordnung war, hatte sich plötzlich in ein Chaos verkehrt, war erfüllt von Aufruhr, von Schrecken, von Kämpfen des Ehrgeizes und Eigennutzes; ein tumultuarisches Drängen und Ringen, worin der Emporkömmling seinen Vorgänger rücksichtslos vom Platze stieß; in den Straßen ein tobendes, zügelloses Volk, dem nichts mehr unantastbar schien, das in die Kirchen stürzte, um die Altäre wie den Thron zu stürzen, um Gott aus dem Heiligthum, wie längst den König aus den Tuilerieen, zu verjagen. Der Zeitpunkt war der günstigste für Abenteurer aller Art, wovon sie auch getrieben seyn mochten, — ob von Ruhmgier oder Habsucht, ob von Haß und Leidenschaft, ob endlich vom Drange des Genies und der eingeborenen poetischen Kraft.

Kaum angelangt auf diesem revolutionären Schauplatz, fand unser männlich-weiblicher Held sich auch mit freiem Blicke, mit rüstigem Muth darin zurecht, — ja, es ward ihm wohl dabei, er fühlte sich in seinem Element. Die jüngste Revolution wollte nun auch auf literarischem Gebiet durch neue Schriftsteller und Dichter vertreten seyn, und den Ankömmlingen, die den Kampfplatz zu betreten wagten, wurde ein hohes Maas von Kühnheit und Originalität im Voraus zugemuthet. George Sand faßte diese Lage der Dinge mit männlicher Einsicht und Energie und zugleich mit aller Feinheit weiblichen Instinktes auf; sein Muth schwell hoch, und wie der junge Soldat ins Gefecht geht, voll

der stolzen und freudigen Zuversicht, daß in der Zukunft der Marschallstab seiner harret, so stürzte er sich mitten in das Kampfgewühl. Kennt Ihr ihn Euch denken? Ein junger Mann, klein von Wuchs, anmuthig von Gesicht, mit dunklem Haare, geistreich lebendigem Auge, das forschend und durchdringend in die Welt sah, die Stirn frei und schön gewölbt, mit dem Gepräge einer bedeutenden Intelligenz; voll Lebensmuth, voll rastloser Wisbegier, allem Zwange abhold und in der neu-gewonnenen Freiheit jubelnd wie ein Knabe, der eben dem Zwange der Schule entronnen; feurig, leidenschaftlich, übermüthig sogar, und doch voll Ernst und Tiefe des Gefühls, eben so herzlich als geistreich, eine reiche Zukunft unbewußt in sich tragend: — so war George Sand in jenen Tagen. Wie sollte er nicht geblendet werden von dem Anblicke des damaligen Paris, von dem Flammen-Ausbruch des revolutionären Vulkans, von der Gluth politischer und socialer Aufregung, die gleich einem Lavaström aus diesem Krater sich ergoß? Wie sollte sein Kopf nicht schwindeln, sein Gehirn nicht erglühen in dem Geräusch und Gewühl dieser Straßen, die ein siegtrunkenes Volk durchwogte? Mit welcher Neugier mag er Paris durchwandert und jeden Ort, jedes Denkmal der jüngsten Thaten betrachtet haben: die öden, verwaisten Tuilerieen, die vom wilden Fäshings-Trupp entweibte, zerstörte Kirche Saint Germain l'Auxerrois, und dann vor Allem das neue Julius-Königthum, wie es schlicht und kleinlaut über die Straßen einherzog, über die Steine, die noch locker lagen von den Barrikaden her und unter seinen Füßen wankten und schlitterten, als hätten sie verlernt, eines Königs Schritt und Tritt zu spüren. Mit was für Wundergebilden mochte die Phantasie des jungen Mannes, draußen in der einsörmigen, einsamen Provinz, das nie gesehene Paris bevölkert haben! Und sah er nicht jetzt in der Wirklichkeit seine glänzendsten und abenteuerlichsten Träume übertroffen? So begreifen wir die Ueberspannung, die sich seiner bemächtigte; für den trotzigen Sinn, der eben die Bande häuslicher Verhältnisse und Pflichten abgeschüttelt hatte, für das aus seinem Frieden aufgestörte Gemüth, für die nach reicheren Genüssen und Thätigkeiten dürstende Seele war diese Zerrüttung der gesellschaftlichen Zustände ein willkommenes Schauspiel, ein Freudenfest, in dessen Taumel sich die exaltirtesten Hoffnungen und Bilder der Zukunft malten.

In solchem Rausche verlebte George Sand seine erste Zeit in Paris. Im Geiste nahm er Besitz von dieser neuen Welt voll Sturmes und Dranges und merkte nicht, wie er selbst von ihr überwältigt, wie ganz und gar er dem allverbreiteten Enthusiasmus der Revolution unterthan worden war. Die höchste Lust fand er darin, auf den noch ganz frischen Trümmern einherzuwandeln, all' die gekürzte Herrlichkeit des vorigen Tages mit Füßen zu treten und über den Ruinen die eigene Größe, als auf einem fertigen Piedestal, zu erheben. Da war mehr als eine Krone zu gewinnen, mehr als ein Scepter, das herrenlos am Boden lag, zu erbeuten; und George Sand begann sich zu fühlen, — zu fühlen, daß mit einigem Glück und Geschick eine Macht und Herrschaft bei der neuen Gestaltung der Dinge ihm zu Theil werden müsse. Er ließ sich rastlos treiben auf der Fluth der Gegenwart, recht in der reißenden Mitte des Stromes, und diesen brausenden und tosenden Umgebungen angemessen deutete er die Zukunft. Er sah alle Bande der gegenwärtigen Gesellschaft sich lösen; er bildete sich ein, noch den Zerfall aller Sitten und Institutionen, das Zunichtwerden aller hergebrachten göttlichen und menschlichen Ordnung zu erleben: die Familie, die Ehe, die Kirche, die Taufe werde über kurz oder lang nicht mehr existiren, — so war die Idee, oder vielmehr der Wahn beschaffen, der ihn zu leidenschaftlicher Gluth begeisterte, aller seiner Seelenkräfte sich bemächtigte, zum Gegenstande all' seines Sinnes und Trachtens wurde. Der Bereich dieser Vorstellungen und Gesinnungen, für Andere ein unbegreifliches, schranken- und bodenloses Chaos, war die Heimath, wo dieser excentrische Geist sich ansiedelte; an solchem Stoffe hat dieser Genius sich großgenährt und die Gestalt gewonnen, in der er uns vor Augen trat. Ohne die Juli-Revolution hätte George Sand sich selbst nicht erkannt; dieses mächtige destruktive Genie wäre nicht erweckt worden, und — wer weiß, der Zündstoff, den er in tausend und aber tausend Gemüthern geworfen, hätte für ewig schlummern können. Seht da Euer Werk, Ihr Zerstörer der alten und Gründer der neuen Ordnungen, Ihr Stifter glorreicher Revolutionen! Euer Thun weckt die rebellischen Geister: Carrel, Lamennais, und den gefährlichsten von allen, George Sand. Aus den Steinen der Barrikaden ersehen sie, gewappnet und streitbar, wie die Männer aus des Cadmus Drachensfaat, und der mühsam künstlich aufgeführte Bau Eures neuen Staates wird täglich von ihnen in Frage gestellt, täglich in seinen Grundvesten angegriffen und erschüttert.

Der erste Rausch der Begeisterung konnte indeß nicht beständig in gleicher Stärke fortauern, und so kam unser junger Dichter, nachdem er Alles gesehen, was für ihn zu sehen, Alles gehört, was zu hören, Alles bestanden hatte, was zu bestehen war, mit abgekühlter Phantasie von mancher Täuschung wieder zurück. Um so eifriger und ernster vertiefte er sich in den Ideenkreis, worin er mit seinen Ueberzeugungen gebannt war; er prüfte sich und ging sorgfältig mit sich zu Rathe, ob er auch wirklich die Kraft besitze, diese Lehren zu verkündigen und zu gestalten, ob er fähig und berufen sey, die grausamen Wahrheiten, die unbarmherzigen Paradoxen, von denen sein Gemüth durchdrungen war, vor der Welt zu behaupten und durchzusetzen. Wie sollte er Anderen die Leidenschaften, die Seelenerfahrungen begreiflich machen, die er, der Neuling, auf seinem ersten Gange durch eine unbekannte Welt, inmitten einer erschütternden Revolution, an sich selbst erprobt hatte! Doch blieb er nicht lange in Zweifel, was für ihn zu thun oder zu lassen sey. An Jahren noch fast ein Kind, sagte er seinen Beruf ins Auge und ging daran, wie ein Mann. Er setzte sich hin und schrieb, schrieb in einem Athem fort, bis er einen Roman von vier Duodez-Bänden fertig hatte, den ersten Stein zu dem ungeheuren und mühseligen Lebenswerke, das er sich vorgesetzt. Die Feder in der Hand, indem er die Gluth und Fülle seiner Gedanken auf das Papier ausströmte, fühlte er sich stark und jung, muthig und glücklich. Gott weiß, was für Ideen und Meinungen, wahre und falsche, edle und schlechte, natürliche und überspannte in diesem Produkte durch einander geworfen seyn mochten. Als es fertig war, galt es ein Experiment, nämlich einen Verleger zu finden. Unser Freund nahm einen Stock und einen Hut, steckte sein langes schwarzes Haar darunter, so gut es gehen wollte, und ging hinaus ins Freie. Aber wie hätte er an die Buchhändler denken sollen. Am Strome schlenderte er auf und nieder, hing seinen Träumereien nach, ließ sich vom Abendwinde anfächeln, und manche schöne junge Spaziergängerin warf freundliche Blicke auf den einsamen Lustwandler. — Der Zufall jedoch führte ihn eines Tages mit einem Verleger zusammen, und da das Suchen ihn je länger, je mehr verdross, so bot er dem Manne sein Buch an: „Da habe ich“, sagte er in lachendem, unbefangenen Tone, „einen ganz schlechten Roman, worüber ich nicht volle vierzehn Tage geschrieben habe.“ Der Buchhändler ließ sich die Sache gefallen und erbot sich, an dieses Werk eines Unbekannten, der sich selbst darüber lustig machte, 400 Franken zu wagen. „Was“, sagte George Sand, „400 Franken für vier Bändchen von mir! das ist ein vortrefflicher Handel.“ Sprach's, schob das Geld des „unglücklichen Verlegers“ in die Tasche und warf es dann in einen Winkel seines Kämmerleins, von wo er's aber allgemach wieder hervorholte, um ein Zwanzigfrankenstück nach dem anderen „springen zu lassen“.

(Fortsetzung folgt.)

#### Bibliographie.

- Défense de l'ordre social contre le Carbonarisme moderne. — Von Boyer. Zweite Abtheilung. 5 1/2 Fr.  
 Traité théorique et pratique des contrefaçons en tous genres, ou de la propriété en matière de littérature, théâtre etc. — Von Gastambide. 6 Fr.  
 Alpes et Danube. — Reisen in der Schweiz, in Steiermark, Ungarn etc., von dem Ex-Minister Baron v. Haussay. 2 Bde. 15 Fr.  
 Traité sur l'embonpoint ou obésité. — Von Lapanouse. 2 1/2 Fr.

## R u s s l a n d.

### Die Aufführung der ersten Russischen Oper.

(Schluß.)

Der 27. November war der Jahrestag des Todes Sussanin's und der Wiederherstellung Rußlands. Es geschah also aus einem eben so patriotischen, als poetischen Grunde, daß gerade dieser Tag zur ersten Aufführung der neuen Oper gewählt wurde; die Liebe für die Kunst vereinigte sich mit der Anbetung des Vaterlandes, um jedes Russische Herz freudiger zu stimmen; und so war es denn nicht bloß ein Musikfest — es war ein großes der Erinnerung gewidmetes Volksfest, welches an jenem denkwürdigen Abend gefeiert wurde. Die Sinne, das Gefühl, die Seele, das Gedächtniß sogar athmeten in einer Atmosphäre himmlischer Harmonie; Alles war bejubelt, exaltirt und entzückt, vibrierte in und um uns her; es war ein doppeltes Drama, eine doppelte Musik, und zweimal wiederholte Akkorde, die man auf der Bühne und in der Tiefe des Herzens wiederhallen hörte. Auch hatte dieses Schauspiel etwas Feierliches, Religiöses, das an die Ionischen Feste, an die Hölse der Troubadours und Minnesänger erinnerte.

Laut uns jetzt auf Michael Glinka zurückkommen. Dieser junge Komponist hat also auf immer ein Problem gelöst, dessen Bedeutung man wohl ahnte, aber weder auffinden, noch begreifen konnte; er hat uns mit einer neuen National-Musik, die die Probe der Wissenschaft wohl bestanden hat, bereichert; er eröffnete der musikalischen Welt eine neue Aera und führte die Kunst in eine fremde unbegrenzte Region. Das First lux! ist für die Russische Musik ausgesprochen worden. Es giebt Leute, welche die Nationalität der Musik ganz leugnen. Was schön ist, wird überall, zu allen Zeiten und an allen Orten schön bleiben, sagen sie; wir geben zu, daß es verschiedene Schulen, aber keine National-Eigentümlichkeit in den Künsten giebt. Ebe wir also zu den Details der Oper übergehen, wollen wir es versuchen, diese Meinung zu widerlegen. Ganz gewiß ist das, was schön ist, auch überall schön; aber wir lassen es doch nur nach dem Gefühl für das Schöne, das wir in uns tragen, nicht etwa nach dem Werth des Schönen selbst auf. In den Künsten ist es der Reflex desjenigen, was wir Verol nennen; es ist die Offenbarung, die Darstellung der unendlichen Schönheit, die nur in Gott und seinen Werken ist. Und eben diesen weit umfassenden Charakter des Ideellen beständig die reiche Mannigfaltigkeit des Schönen, das wir in der Zeit und im Raume wahrnehmen. In der ganzen

Natur erblicken wir ja Schönheiten, die in Form und Gestalt so unendlich verschieden und doch in ihren Modifikationen herrlich sind. Welcher Unterschied ist zwischen dem ruhigen Meere, in welchem der Himmel sich spiegelt, und dem tobenden Ocean, dessen tausend Arme die Wolken zerreißen — zwischen dem Vesuv, der seine Feuerströme über Oliven- und Drangenbaine ausschüttet, und dem Hessa, der kochendes Wasser über seine mit Schnee bedeckten Gipfel und seine wüsten Felser ergießt — zwischen den dunkeln melancholischen Waldungen Norwegens, die auf grauen nackten Felsen liegen; und den schlanken, von der Sonne des Orients vergoldeten Palmbäumen, die den azurnen Himmel, die frisch grünen Mais- und Reisfelder anzulächeln scheinen — bewegen alle diese Natur-Schönheiten unsere Seele auf gleiche Art, bringen sie auf unsere Gemüthsstimmung dieselbe Wirkung hervor? Bewundern wir in der Poesie Ossian und Homer, oder Dante und Shakespeare aus denselben Gründen? Wenn es nicht auch eine Individualität des Schönen in den Künsten giebt, warum sagen wir denn die Griechische Skulptur, die Römische, Byzantinische und Gotische Architektur, oder die Niederländische, Deutsche und Italiänische Malerei? Jedes Volk sagt das Schöne nach seiner Weise auf und sucht es nach seinen Gefühlen auszudrücken. Diese individuelle Art, das Schöne in sich aufzunehmen und darzustellen, ist der National-Charakter der Kunst; denn jeder National-Charakter ist ja eigentlich nichts als die Individualität eines Volkes.

Wenn wir nun das Gebiet der Theorie verlassen und uns an die Praxis wenden, so werden wir, glaube ich, noch mehr Beweisgründe für die Wahrheit unserer Behauptung finden. — Jedermann wird zum Beispiel wissen, daß in keinem Lande der Walzer populärer und allgemeiner ist, als in Deutschland, daß vielleicht auch nirgends mehr Walzer komponirt werden, als dort; aber dennoch kann es wohl keinem musikalisch gebildeten Ohr entgehen, wie sehr sich ein Deutscher Walzer von einem Russischen, Italiänischen oder Französischen unterscheidet; sie gleichen sich zwar alle in Takt und Tonart, sind aber doch, ihrem Charakter nach, unendlich verschieden. Diejenigen, welche zugeben, daß es in der Musik verschiedene Schulen giebt, und dabei jede National-Einschränkung leugnen wollen, vergehen sich in ihrem Urtheile gegen die Logik. Im Grunde sind sie auch gar nicht im Widerspruch mit uns, sondern nur mit sich selbst; denn Schulen und Methoden sind nichts als die äußeren Formen der Kunst. Und sind nicht Methoden auch überdies das Resultat der Art und Weise, wie die Musik in diesem oder jenem Lande aufgefaßt, empfunden und behandelt wird?

Da ich jetzt mein Möglichstes gethan habe, um eine im Ganzen auch wenig bestrittene Wahrheit zu beweisen, so sey es mir nun erlaubt, von der großen Russischen National-Musik zu reden, die von Michael Glinka geschaffen worden. Die Oper ist das Werk hoher musikalischer Ausbildung. Der Künstler hat sein Talent, das bei den Tönen Russischer Melodien gewiegt wurde, unter Italiens und Deutschlands harmonischem Himmel erzogen und ausgebildet. Wenn auch selbst sein Talent nicht so eminent wäre, als es ist, so würde er es doch bei seinen ernsten, angestregten Studien gewiß zu etwas Großem gebracht haben. Aber alle wahre Kunstverständige, welche in die Geheimnisse und Schwierigkeiten heroischer Compositionen eingeweiht sind, haben einstimmig erklärt, daß diese Oper ein, für Rußland wenigstens, ausgezeichnetes Werk sey und wirklich großartig schöne Momente enthielte. Das Publikum hat auch wie sie geurtheilt, denn seit der Aufführung der Weberischen und Meyerbeerischen Opern hatte die Theaterkasse sich keiner so reichen Einnahme zu erfreuen.

Der erste Akt der Oper wird durch Chöre, die einen neuen und glücklichen Effekt hervorbringen, eröffnet. Dem ersten Gesang der Landleute folgen die heiteren Refrains der Bäuerinnen, dann die belebten, munteren Lieder der Fischer, bis endlich diese drei Chöre in einen großen, allgemeinen verschmelzen, in welchem man jeden einzelnen Gesang mit seinem eigenthümlichen Charakter herausheört, ohne daß es dem herrlichen Ensemble schade. Die Instrumental-Begleitung geschieht in einem glücklich gelungenen Vizzicato, in welchem unsere Balalaika, dieses so bescheidene, zum erstenmal in das Gebiet der Kunst erhobene Instrument, sich vortrefflich ausnimmt. Man kann sich nichts Lieblicheres und Feineres, als das Thema der Sopran-Arie, die diesen Chören folgt, denken; sie verräth auf eine graziose Art ihre Russische Abkunft und könnte uns doch, glaube ich, von den besten Italiänischen Meistern beneidet werden. Das ganze Gewebe der Oper ist übrigens mit solchen leichten und anmuthigen Melodien wie mit Goldfäden übersät. Ein Trio für Bass, Tenor und Sopran, das sich dieser Arie anschließt, ist eben so ergreifend, wie gehaltreich und großartig. — Der zweite Theil des ersten Aktes ist der Polnischen Musik, dieser lebhaften wilden Schweser der Russischen, gewidmet. Die Melodie des sogenannten „Polnischen Tanzes“ ist ein Meisterstück in ihrer Art; sie ist im alten Styl komponirt und dabei mit aller Eleganz des modernen Geschmacks ausgearbeitet und behandelt, auch der Mazurek hat kein geringeres Verdienst. Die dramatische Handlung mischt sich in die Töne des Tanzes; während wildes Wuth- und Rachegeheiß grelle Dissonanzen veranlaßt, die sich wie düstere Wolken über den heiteren Gesang, der den Mazurek begleitet, lagern, geht dieser ununterbrochen weiter fort; dann, als endlich Alles wieder ruhig wird, verwandelt es sich in ein Ecceudo, voll der reichsten Harmonie. Diese wunderbar ausgearbeitete Scene wird noch durch Chöre, deren doppelter Kontrapunkt den herrlichen Effekt des Ganzen erhöht, veredelt. — Die Musikstücke des zweiten Aktes werden immer bewundernswerdiger. Die erste Scene bildet ein entzückendes Duett für Bass und Alt; dann folgt ein liebliches, grazioses Quartett, in welchem die Musik das Glück und die Hoffnungen Sussanin's, der eben seine Tochter verheirathen will, ausdehnt; aber in dem Augenblick, wo der glückliche Greis alle seine Wünsche gekrönt sieht, verbreitet sich ein leiser Hauch, ein zarter Anflug von Traurigkeit über die Musik, denn schreckliche Dinge bereiten sich für ihn vor. Dieses musikalische Vorgefühl, das der Künstler so sinnig in die Melodie zu legen wußte, verräth nicht nur die Genialität

feines Talent, sondern auch eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Jene verworrene Ahnung einer verhängnißvollen Zukunft, jene geheimnißvoll mahnenden Stimmen, die sich in die Seele schleichen, wenn sie noch voll der süßesten Freude ist, können nicht besser als durch die Musik ausgedrückt werden; denn sie allein leiht ja gewissen moralischen Empfindungen, von denen der Mensch sich selbst nicht Rechenschaft ablegen kann, die Sprache.

Endlich kommen Polnische Söldlinge, die den jungen Zaren suchen, an; ihre Ankunft verbreitet Angst und Unruhe; die festlich geschmückte Hölle verwandelt sich in einen Schauplatz des Schreckens. Hier wird die Musik nun immer dramatischer und großartiger; die Ebbe der Russen und Polen beginnen; Glinka wußte mit seltener Geschicklichkeit die Uebereinstimmungen und Kontraste, die der National-Charakter dieser beiden Völker bietet, in den Gesängen hervortreten zu lassen; überhaupt schildert die ganze Musik der Oper treu die unterscheidende Physiognomie der moralischen Naturen dieser Nationen. In den Scenen, wo Polen als Hauptpersonen handelnd auftreten, verräth sie Stolz und übersprudelnde Leidenschaft; aber in den Ebbren der Russen offenbart sie jene Bescheidenheit, jene kindlich naive Einfachheit, jene Ruhe und Thatskraft, die den scharfen Beobachter, der die Volkstassen Rußlands studirt, frappiren müssen. — Sussanin reißt sich aus den Armen seiner Familie, um die Polen zu führen und den jungen Zaren zu retten. Dem wilden Kriegesgeschrei der Soldaten, den Jammerklagen der weinenden Tochter folgt ein Chor der Frauen, welche die junge Braut abholen und heimführen wollen. Dieser Chor zeigt, wo möglich noch mehr als alles Uebrige, wie tief der Komponist in den Geist der Russischen Melodien eingedrungen ist. Sein originelles, reizend ausgearbeitetes Motiv erinnert wieder in Tempo, Tonart und Gesangsweise an die Volklieder. — Wir müssen mit Bedauern noch mehrere Musikstücke, die wohl Erwähnung verdienen, übergeben; denn wir haben Eile, zu dem dritten Akt, dem Meisterstück Glinka's, zu kommen.

Sussanin hat die Polen in den Wald geführt. Während die Soldaten sich lagern, um den Anbruch des Tages zu erwarten, überläßt sich der heldenmüthige Bauer seinen schmerzlichen, erhabenen Gedanken und bereitet sich zum Tode vor. In diesem gesungenen Monolog entfaltet der junge Künstler den ganzen Reichthum seines eminenten Talents; denn in dem Augenblick, wo Sussanin's Liebe für seinen Souverain und sein Vaterland mit der Erinnerung an das stille häusliche Glück, das er verlassen mußte, kämpft, in dem Augenblick, wo der jätliche Vater sich dem Heil Rußlands opfert, wird die Musik immer pathetischer, heroischer; sie erreicht den ganzen Höhepunkt des tragischen Stils und bewahrt dennoch treu und unverfälscht ihren echt Russischen Charakter, ihren populären Typus. Diese Scene ist das vollendetste Werk des schöpferischen Genius, die Basis einer ganz neuen Musikart; schon sie allein hat uns zu der Behauptung autorisirt, daß mit dieser Oper sich eine neue Periode der Kunst in Rußland eröffne. Die Begleitung des Monologs ist auch eine zarte, schöne Composition; das Orchester wiederholt in leisen, verhallenden Klängen einzelne Stellen aus den Hochzeitsliedern, aus den Arien der jungen Braut, und bezeichnet damit wehmüthige Erinnerungen an eine glücklichere Zeit, die auf die Seele des unglücklichen Märtyrers einwirken. Dieser Gesang Sussanin's scheint uns den furchtbaren Charakter der Arie des Pizarro im „Fidelio“ von Beethoven zu haben; wollte Gott, daß Glinka's Partitur auch außerhalb Rußlands mit demselben Erfolge belohnt werde!

Der Epilog, der die Oper krönt, stellt den Einzug Michael Romanoff's in Moskau vor. Auch hier hat sich der dramatische Takt des Komponisten nicht verleugnet; traurige Akkorde, verzerrte Wechselklagen tönen mitten durch den Tumult der allgemeinen Freude und der Triumphgefänge: es sind die Stimmen der drei Waisen, welche Sussanin's Tod beweinen — sie, die traurigen Erben seines Ruhmes, und er, der unsterbliche Urheber der Festlichkeit!

Meine Aufgabe ist vollbracht. — Ich hoffe, die freundlichen Leser werden mir verzeihen, daß ich dem Werke meines jungen hoffnungsvollen Landmannes nur Worte des Lobes und der Liebe spendete, und daß ich nicht, wie ein nagender Wurm, mit übelwollender Kritik diese oder jene Arie oder Begleitung angriff. Ich begreife nicht, wie man Gefallen daran finden kann, die weißen Flügel der Engel des Vaterlandes und der Kunst, denen Michael Glinka für sein ganzes Leben Herz und Talent geweiht hat, mit Tinte zu besudeln. Es werden sich leider auch ohne mich Leute genug finden, die es nur zu leicht vergessen, daß der junge Künstler ein Russe ist, und daß er daher mit Recht Anspruch auf ihre Nachsicht, auf ihre brüderliche und patriotische Interesse habe.

Vielleicht ist es unrecht, daß ich einen so langen Artikel über eine Oper geschrieben habe, von der ich nicht einmal weiß, ob ihr Ruf bis nach Deutschland oder Frankreich dringen wird; aber die Kunst gehört ja allen Ländern an; die Künstler sind Brüder; sie alle sind die gleichen Kinder des Genius und der Sorge; sie sind die zerstreuten Noten einer großen Harmonie, die sich auffuchen, verbinden und schnell mit einander sympathisiren. So habe ich also meine Worte vorzüglich an Euch, Ihr Künstler, Poeten und Musikfreunde gerichtet; Ihr werdet mit Freude die Nachricht aufnehmen, daß fern von Euch ein großer Musiker aufgetreten ist, der mit seinen lieblichen Melodien schon Tausende entzückte; Ihr werdet demjenigen danken, der Euch auf Michael Glinka aufmerksam gemacht, und den jungen Künstler vielleicht als ein würdiges Mitglied in Eure große Bruderschaft aufnehmen!

Auch muß ich noch hinzufügen, daß ich in dieser Begebenheit ein nicht nur wichtiges musikalisches, sondern auch moralisches Ereigniß sehe. Rußland fängt sehr an, sich allmählig umzubilden; es arbeitet an einer neuen Civilisation, die sich hoffentlich bald über den ganzen Staat erstrecken wird. Der Einfluß fremder Nationen war für die Russische Gesellschaft unumgänglich notwendig, um ihre intellektuellen Fähigkeiten ans Licht zu rufen, ihre ein wenig erschlafte Lebendigkeit zu

erwecken und ihr jenen Impuls zu geben, der sie dahin brachte, mit vielen anderen Ländern Europa's gleichen Schritt zu halten. So ist es mir also doppelt angenehm und erfreulich, das Erscheinen einer Russischen National-Oper begrüßen zu können; sie ist ein glänzender Beweis der großen Veränderung, die jetzt in meinem Vaterlande vorgeht. Die Mythologie des Dyrheus hat einen sehr tiefen Sinn: das Alterthum fühlte, daß jede Civilisation, d. h. die Harmonie der menschlichen Gesellschaft, sich nur bei den melodischen Tönen der Musik entwickeln könne. Man sieht also, daß die alten Traditionen nicht ganz verloren sind: singend geben die Russen ihren Schlachten entgegen, und in Gesängen offenbart sich der Fortschritt ihrer Kultur.

Möge daher Michael Glinka's Eifer nie erkalten, möge er mitthig weiterschreiten auf der Bahn, die er so ruhmvoll seiner Kunst eröffnet hat! Wir wollen wünschen, daß der eifrige Hauch des Hasses oder der kalten Gleichgültigkeit niemals die religiösen, patriotischen Flammen lösche, die seinen Geist erleuchten und in feurigen Akkorden ausströmen. — Wir wünschen auch, daß Glinka's Beispiel nicht unfruchtbar sey, daß es auf seine Kunstgenossen anregend wirke und sie zur Nachahmung auffordere. An's Werk also, Ihr Russischen Künstler! An's Werk, Theophil Tschob, Du feuriger Jüngling mit der glühenden Seele und dem edlen Herzen, dessen rührende Romanzen weinen, lieben und schaudern machen! An's Werk, Graf Michael Wielhorsky, Du gefühlvoller, gelehrter Mann, dessen liebliche Lieder so populär geworden sind und dessen Name von der eleganten Welt unserer Hauptstädte wie von den wilden Zigeuner-Sängern, jenen herumziehenden Bewohnern der Russischen Steppen, gleich gepriesen und gefeiert wird! An's Werk, all Ihr jungen talentvollen Künstler, — die Bühne und das Vaterland erwarten Euch!

Elm Metscherki.

## M e x i k o .

Michel Chevalier in Mexiko.\*)

März, 1835.

... Mexiko ist ein herrliches Land; der Himmel ist hier beständig rein und heiter, die drei oder vier Monate der Regenzeit ausgenommen, in welcher die Schleusen des Himmels alle Tage, jedoch nur von drei Uhr bis acht Uhr Abends, sich öffnen. Wegen ihrer Höhe von 7000 Fuß über dem Meere ist die Hochebene Mexiko's, obschon sie ganz in der heißen Zone liegt, ihrem größten Theile nach nur einer mäßigen Hitze ausgesetzt, und der Boden zeigt überall, wo man ihn bewässert, überschwängliche Fruchtbarkeit. Die Felsen, auf denen Mexiko, zwei Weltmeere beherrschend, ruht, diese Felsen, oder vielmehr diese ungeheuren Berge, vor denen Ossa und Pelion wie Maulwurfsbägel sich ausnehmen würden, sind nach allen Richtungen von Silber-, Kupfer- und Eisen-Gängen durchzogen. Die Abdachungen vom Niveau der beiden Meere bis zur Höhe des Plateaus bieten uns eine Stufenfolge aller Temperaturen und Klimate, von einem Afrikanischen Sommer bis zu einem Frühling an der Loire, und die Produkte aller Zonen, von Arabien's Kaffee, Indien's Zuckerrohr, Aegypten's Palmbaum, der Vanille und dem Kakao des tropischen Amerika's bis zum Europäischen Korn, bis zur Tanne und Fichte Norwegen's und den Farrenkräutern Island's. Besonders die Mittel-Region zwischen dem heißen Küstenstreich und dem hochgelegenen kalten Lande (Tierra fria) ist fast einzig auf Erden zu nennen. Diese gemäßigte Region (Tierra templada) hat die ganze reiche, wuchernde, tausendgestaltige Pflanzenwelt der Küste aufzuweisen, bleibt aber von den giftigen Dünsten und den Insekten-Schwärmen der letzteren verschont. Die gemäßigte Region ist ein wahres irdisches Paradies, wo alle Jahreszeiten zu einem ewigen Frühling sich vereinigen.

Der Bewohner dieses glückseligen Landes erfährt nur dann, was Armuth ist, wenn er im buchstäblichen Sinne des Wortes gar nichts thut. In der heißen oder gemäßigten Region klettert er sich mit seiner Kamille in einen Kasten aus Bambusstangen, ohne zu besorgen, daß der Vorübergehende in die weiten Zwischenräume neugierige Blicke werfen dürfte. Er schläft in einer Hangematte aus Blättern und Lianen, oder auf einer schlichten am Boden ausgebreiteten Matte. Der Mantel, den er bei Tage trägt, dient ihm zur Nachtzeit als Decke. Er hat ein Pferd, das in den Wäldern nach Gefallen graset; und seine ganze Familie lebt reichlich von dem Ertrage einiger Bananen-Bäume und von etwas Erbsen\*\*\*) und Mais, die er um seine Hütte gepflanzt hat. Die Zeit verreibt er sich, wenn er nicht schläft, mit geistlichen Liedern zu Ehren der heiligen Jungfrau von Guadeloupe, wobei seine gellende Guitare ihn accompanirt. So kann er ein ruhiges und sorgloses Leben führen, unbestimmt um die Hydra der Revolutionen, in deren Verlaufe die höchste Gewalt durch eine Handvoll Advokaten, Pfaffen und Militairs umwirrt, zerstückt und geschändet wird. Die Diebstähle und Ermordungen, welche das mit Intriguen oder läppischen Debatten beschäftigte Gouvernement ungestraft auf den Heerstraßen begehen läßt, sind für ihn nur ein Stoff zur Unterhaltung, ein Thema, worüber er Klagen improvisirt. Er selbst fürchtet keine Diebe oder Räuber; denn sein Scrup (Mantel), seine Lanze und Guitare sind Alles, was er besitzt, und die Dolche der Räuber werden ihm nichts anhaben, es sey denn, daß er selbst, von Pulque oder Chingero bezaubert, den seinigen zög.\*\*\*)

Die Gegend um Puebla ist in hohem Grade imposant. Sie trägt die Spuren einer Reihe viel größerer Ueberschwemmungen, als diejenigen waren, denen das Schweizer- und Tiroler-Land seine Configuration

\*) Nachdem seine Briefe über Nord-Amerika so viel Interesse erwecken, läßt Herr Chevalier jetzt auch ähnliche Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Mexiko drucken. Gegenwärtiges ist der wissenschaftliche Inhalt seines ersten Briefes.

\*\*) Eine Art Viment, das die Mexikaner sehr lieben.

\*\*\*) Der Pulque ist der in Gährung übergegangene Saft des Agave-Raumes, ein sehr wohlfeiler einheimischer Wein; der Chingero aber ein Branntwein aus Zuckerrohr.

verdankt. Vulkan, an deren Seite der Aetna selbst ein niedriger Berg wäre, und die noch jetzt einige rauchende Krater aufweisen, unterwühlten vor grauer Zeit die Mitte des neuen Kontinents und gaben dem gewaltigen Plateau sein Daseyn, das sich der Länge nach von dem einen Wendekreis bis zum anderen erstreckt. Ungeheuer waren die Ströme Lava und die Massen Trachyt, welche ausgespien wurden, um dem heutigen Mexiko als Unterlage zu dienen. Jene Berge der Anden, die ihre verwitterten Hüpter von der Fläche des Plateaus bis in die Wolken erheben, bespülte einst, wie die Zinnen der Alpen, eine ganze Reihe schöner durchsichtiger Seen, die zwanzig oder dreißig Mal größer waren, als der Genfer See. Von dem ehemaligen Daseyn dieser Seen zeugen nur noch die vollkommen geebneten Oberflächen ihrer Bassins und die Salze, welche den Boden derselben schwängern. Wasser haben sie nicht behalten, ausgenommen bei Mexiko, welches die Stadt der Seen ist. Als wir diese glühenden Savannen durchwanderten, mit ihrem dreifachen Gürtel von Berggipfeln, der sich zur Rechten und Linken unabsehbar ausdehnt, mit ihren senkrechten Staudwurzeln und spärlichen Heerden, da konnte ich ein Gefühl melancholischer Bewunderung nicht unterdrücken.

Der Anblick dieser Einöden bringt ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie der Gedanke an ein Leben jenseit des Grabes. Allein und umgeben von einer leblosen Natur mit edlen, aber strengen Zügen, deren kolossale Verhältnisse ihn fast erdrücken, versinkt der Mensch in dumpfes Staunen. Sobald wir aber die kultivierten Ebenen betreten und jeden Augenblick mit einem Ranchero (kleinen Eigenthümer), einem Maulthiertreiber oder einem armen Indianer Gräße wechselten, süßten wir auch unsere Pulse höher schlagen, und frische Lebenslust drang wieder in unser Herz. In der That, wer auch nur eine erregbare Faser hätte, der müßte auf ein paar Augenblicke zum Dichter werden, wenn man ihn mit verbundenen Augen mitten in das Thal von la Puebla führte und plötzlich dieses unvergleichliche Panorama seinen Blicken enthüllte. Hier erheben sich, gleichsam in den vier Ecken des Horizontes, unter tiefblauem Himmel der Popocatepetl, der Orizaba, der Macinual und der Malinche mit ihren beschneiten Häuptern, die man greifen zu können glaubt, so rein und durchsichtig ist die Atmosphäre. Dort weilt unser Blick auf Fluren, die noch üppiger sind als die Ufer des Nilstroms und aus denen die Kuppel mancher stattlichen Dorfkirche hervorschimmert. Hier lebten die Azteken, Montezuma's Feinde und Cortez's Verbündete. Noch steht die Pyramide von Cholula, aber statt des blutigen Teocalli's (Tempels) erhebt sich eine christliche Kirche darüber. Noch zeigt man dem Reisenden die hochgelegene Straße, welche Cortez zog, um die Hauptstadt des Reiches zu erobern, und der Reisende überwindet ohne Mühe das Gefühl von Unglauben, welches der Anblick dieser gefährlichen Schlucht in ihm erregt; denn die paradiesische Natur und die auf seine Nerven wunderbar einwirkende verdünnte Luft haben ihn auch wundergläubig gestimmt.

Alles in diesem Lande hat für den Europäer das Gepräge der Neuheit und Originalität. Auf dem Plateau entspricht das Pflanzenreich der Trockenheit des Bodens. Die beiden Pflanzen, welche hier herrschen und wild wachsen, beide blätterlos, starr und steif, sind der Maguey, eine Art risziger Aloe, und der Nopal, ein heiliger Baum der Azteken, auf welchem die Gründer Tenochtitlan's\*) mitten in den Gewässern einen ruhenden Adler erblickten. Dieser Adler sollte, einem Draufbruch zufolge, das Ziel ihrer langen Wanderung bezeichnen.

Werkwürdiger aber als alle übrige Seltenheiten sind uns Europäern die Uebewohner des Landes, ehemals Gehändener und heutzutage katholisch-orthodoxe Christen, ein friedliches Volk, das seinem Fremden etwas zu Leide thut, obgleich man ihm alle Ausländer unter den Russen, Engländer, Jude oder Lutheraner verdächtig macht. Ihr Temperament hat übrigens den melancholischen Grundzug, der allen Ur-Amerikanern eigen ist.

Bis auf Humboldt war man in Europa des festen Glaubens, daß die rothe Menschen-Race durch die Grausamkeit der Spanischen Eroberer ganz vertilgt worden sey. Der berühmte Deutsche Reisende kam aber auf andere Resultate. Von den sechs Millionen Seelen, die Mexiko ungefähr zählt, besteht höchstens ein Fünftel aus Weißen, und dasselbe Verhältnis findet in dem ganzen ehemals Spanischen Amerika statt, dessen Total-Bevölkerung auf fünfzehn Millionen Seelen berechnet werden kann.

Als die Spanier in Mexiko ankamen, fanden sie ein Feudal-Reich, dessen Oberherrn oder Kaiser eine geistliche und eine weltliche Aristokratie aufrecht hielt. Eine zahlreiche und (im Widerspruche mit den übrigen Völkern Nord-Amerika's) sesshafte Bevölkerung war durch regelmäßige gesellschaftliche Bande verkettenet. Die meisten Bewohner trieben Landbau, kultivierten Mais und Baumwolle und bereiteten Cochenille; sie konnten seine Stoffe fabriciren und ihnen die lebhaftesten Farben geben. Auch verstanden sie es, die härtesten Steine zu behauen, Gold und Silber zu schmelzen und zu modelliren. Sie besaßen sogar einige Werkzeuge aus gehärteter Bronze, welche die stählernen Instrumente beinahe ersetzen konnten. Ihre großen und wohlgebauten Städte enthielten prächtige Gärten, Paläste und Tempel von riesenhaften Verhältnissen. In der Astronomie hatten sie es so weit gebracht, daß das Sonnenjahr bei ihnen vollkommener war, als bei den alten Römern und Griechen. Ihre Pyramiden hatten sie eben so wie die alten Aegyptier gebaut. Sie bewahrten Annalen in einer Art von Hieroglyphen-Schrift. Der Kaiser von Mexiko hatte seine Staatsboten, seine Polizei, seine schlaun Diplomaten.

Die Tulteken, welche um die Mitte des 7ten Jahrhunderts u. Z. aus Norden kamen, führten zuerst Künste und Wissenschaften auf dem

Plateau Anahuak\*) ein. Andere nördliche Völker rückten den Tulteken zu verschiedenen Zeiten nach, bis endlich gegen Anfang des 13ten Jahrhunderts, d. h. zweihundert Jahre vor der Spanischen Invasion, die Azteken oder eigentlichen Mexikaner erschienen. Dem räthselhaften Lande Aztlan entstammt, hatte dieses tapfere und stolze Volk alle benachbarte Stämme unterworfen und die Grenzen seines Gebietes bis zur Landenge Darien vorgedrückt. Die Aztekischen Häuptlinge bildeten eine kompakte Aristokratie. Das Loos der zahlreicheren Klasse war traurig. Man besaß weder Pferde, noch Rindvieh, noch irgend ein anderes großes Säugethier, und außerdem befanden sich die Handwerke auf einer sehr niedrigen Stufe. Der gemeine Mann mußte also schon wegen dieser Mängel wie ein Lastthier arbeiten.

Obgleich man es in Sachen des Luxus ziemlich weit gebracht hatte, so zeugten die Sitten und Gebräuche der Azteken doch von entsetzlicher Rohheit und Barbarei. Sie opferten ihren Götzen die Kriegsgefangenen, und die Fürsten feierten mit Menschen-Opfern ihre Thronbesteigung. Der Priester riß den Gefangenen das noch klopfende Herz aus der geöffneten Brust, drückte das Blut ans und bemalte die Götzenbilder damit, oder vermengte es mit Mais-Mehl, um einen göttlichen Kuchen, die Ambrosia der Aztekischen Götter, zu backen. Die ersten Gründer des Staates, die Tulteken, waren menschlicher gewesen. Um die Zeit der Invasion des Cortez herrschten die Azteken nur noch durch Schrecken, und dieser Umstand erklärt uns, warum so viele Indianische Stämme, bis dahin ihre Verbündeten, mit Cortez gemeinschaftliche Sache machten. Als Cortez Mexiko einnahm, zählte sein Heer gegen 150,000 Mann Indianer und nur einige hundert Spanier!

## Mannigfaltiges.

— Urbanität der Quarterly Review. Von der Bildung und dem feinen Tone der Quarterly giebt das letzte Heft derselben (Nr. CXVII.) wieder ein recht schlagendes Beispiel. Die alte Frau Wase liefert nämlich eine Kritik von dem ins Englische übersehten „Semilasso in Afrika“ und macht sich bei dieser Gelegenheit das Vergnügen, ganz in der Weise alter Frau Wasen über den Verfasser herzuführen. Aber nicht bloß dieser, sondern auch sein Deutsches Vaterland, und nicht bloß das Land, sondern auch die Deutschen Dichter und Philosophen, ja sogar die Deutschen Schneider müssen herhalten, weil einmal die Bevatoren und Mubmen der Quarterly von dem spottlustigen Deutschen, von dem indistreten Verfasser der „Letters of a German Prince“ in ihrer Eitelkeit verletzt worden sind. Wäre die vornehme Gesellschaft in England wirklich so, wie sie in ihrer angeblichen Stimmsführerin, in der Quarterly Review, sich zeigt, so würde sie allerdings von den „Briefen eines Verstorbenen“ nicht genau vortraitirt, die Farben müßten vielwehrl stärker aufgetragen seyn. Hier nur einige Styl-Pröbchen. Die Quarterly, von der man billigerweise keine genaue geographische Kenntnisse fordern darf, nimmt an, Fürst Pückler sey ein Schlesier, was ihr indessen nachzusehen ist, da Muskau jetzt zum Regierungsbezirk Liegnitz gehört, wiewohl es in der Dberlausitz und nicht im eigentlichen Schlesien liegt. Nun sagt die Quarterly, Schlesien sey eine Provinz in Deutschland, die, augenscheinlich erschöpft durch die Geburt Bücher's und Pückler's\*\*), jetzt bloß gute Kieselsteine und schlechte Leinwand produziere; der Titel eines Schlesienschen Fürsten habe aber eben so viel zu bedeuten, wie der eines Italiänischen Grafen oder eines Französischen Marquis. Den Namen Pückler schreibt die Quarterly regelmäßig „Pückler“, weil, wie die gelehrte Dame versichert, das ü in Deutschland ganz so wie i ausgesprochen werde, augenscheinlich aber, um einen schlechten Witz zu machen, da pickler auf Englisch so viel als „Einpöcker“ bedeutet. Ganz consequent mit dieser Herabsetzung des Titels und des Namens, sucht sie auch das Aeußere und den bekannten gastronomischen Gout Semilasso's bei ihren Kaffeeschwestern in Mißkredit zu bringen. „Se. Durchlaucht“, sagt sie, „wenn wir ihr den romantischen Mantel abnehmen, ist eine ganz gewöhnliche im mittleren Alter befindliche Preussische Person von schlechtem Geschmack und mit großer Präntension in ihrem Aeußeren. Deutschland, das paradoxe Deutschland, berüht durch seine Bratwürste, sein Sauertraut und seine Stauds und Stulzes, die es uns als die besten Bekleider der menschlichen Gestalt überlassen hat, ist doch zum Sprichwort geworden durch seine geschmacklosen Dinere und seine schlechtgetheilten Bewohner.“ In diesem Tone geht es weiter, und in diesem Tone wird auch von dem „quatschen Unsinne (twaddle of dotage) des alten Goethe“ und von den „Deutschen Flügelmännern der Philosophie und des Unverständes“ gesprochen. Die Leser würden es gewiß unferes Blattes unwürdig halten, wenn wir noch mehr dergleichen aus der urbanen Quarterly herübernehmen. Eines noch können wir jedoch nicht unerwähnt lassen. Die Quarterly gedenkt eines an Leopold Scherer, den Verfasser des „Laien-Breviers“, gerichteten Briefes von Semilasso und ist frech genug, bei dieser Gelegenheit zu äußern: „Zu welcher liebenswürdigsten Thierklasse dieser uns gänzlich unbekannt Herr Scherer eigentlich gehören mag, sind wir zu ermitteln außer Stande.“ Welche Naivetät sonder Gleichen! Was würde wohl ein Engländer dazu sagen, wenn eine berühmte Deutsche Literatur-Zeitung gestände, sie habe nie etwas von Thomas Moore oder von Wordsworth gehört? Würde er nicht ausrufen, daß es eine Schande für Deutschland sey, ein solches Blatt als ein Organ der Literatur gelten zu lassen?

\*) Der einheimische Name des Plateaus, auf welchem die Stadt Mexiko erbaut ist.

\*\*) Fürst Pückler war freilich eben so gut ein Schlesier, wie Fürst Pückler. Und das sind die beiden einzigen Schlesier, die die Quarterly Review kennt!

\*) Der einheimische Name der Stadt Mexiko.